

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizerische Lehrerzeitung
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerischer Lehrerverein
<b>Band:</b>	58 (1913)
<b>Heft:</b>	27
<b>Anhang:</b>	Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu Nr. 27 der „Schweizerischen Lehrerzeitung, Juni-Juli 1913, Nr. 6-7
<b>Autor:</b>	Gansberg, Fritz / Haller, Ed. / Boepple, P.

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# ZUR PRAXIS DER VOLKSSCHULE

BEILAGE ZU N°. 27 DER „SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG“

1913

JUNI und JULI

No. 6/7

## Der Versuchsgarten.

Nachstehende Zeilen haben nicht den Zweck, sich in theoretische Erwägungen über die Vorteile des Versuchsgartens für den Unterricht einzulassen. Der Schreiber will nur die seit einigen Jahren im Kanton Waadt gemachten Versuche einem weiteren Kreise von Kollegen zur Kenntnis bringen.

Im Januar 1910 veröffentlichten die Direktoren der agrikulturchemischen und der Samenuntersuchungs-Anstalt in Lausanne im „Educateur“ einen Aufruf an die Lehrerschaft, worin es hiess: „Es ist schon behauptet worden, dass die Schule an der Landflucht und an dem Zug nach der Stadt nicht ganz schuldlos dastehe, und dass sie sich bestreben sollte, der Bewegung entgegenzutreten, indem sie im Unterricht der Landwirtschaft und ihren Bestrebungen eine grössere Beachtung schenkt. Einige Lehrer sind bereits mit dem guten Beispiel vorangegangen; sie haben kleine Sammlungen von Samen, nützlichen Pflanzen, Erdarten, Kunstdünger u. a. m. angelegt oder Baumschulen gegründet, in welchen die Schüler die Entwicklung und das Wachstum der Wald- und Obstbäume, sowie einiger Futterpflanzen beobachten können. Es gereicht uns zur Genugtuung, der Lehrerschaft der französischen Schweiz mitzuteilen, dass wir vom schweizerischen Landwirtschaftsdepartement ermächtigt worden sind, ihre Bestrebungen in dieser Beziehung mit Rat und Tat zu unterstützen. Wir können ihr die nötigen Substanzen und Materialien zur Verfügung stellen. Für die Sammlungen haben wir Samen, Futtergräser, Kunstdünger, Mittel gegen die Rebenkrankheiten usw. in Bereitschaft. Auskunftserteilung sowie Lieferung der Materialien geschehen unentgeltlich. Nur ersuchen wir die Lehrer, welche davon Gebrauch machen wollen, uns über die erzielten Resultate einen kurzen Bericht einzusenden.“

Zahlreiche Anfragen veranlassten die Direktoren der genannten Anstalten einige Wochen später zur Veröffentlichung einer Anweisung über die Art und Weise des Vorgehens. Das von der Gemeinde der Schule zur Verfügung gestellte Stück Land soll in so viele Beete eingeteilt werden, als Düngerarten angewendet werden sollen. Um Material zu Vergleichungen zu besitzen, sollte stets ein Beet mit natürlichem Dünger behandelt werden. Als Versuchspflanzen wurden besonders empfohlen: Roggen, Weizen, Hafer, Kartoffel und Runkelrübe. Die gebrauchte Menge wird vor der Aussaat und nach der Ernte gemessen oder gewogen; Pflanzen- und Düngerart werden auf Täfelchen an jedem Beete aufgezeichnet. Aussaat und Anpflanzungen geschehen am besten in Reihen. Bei Anlass der notwendig werdenden Arbeiten werden Beobachtungen über das Wachstum der verschiedenen Pflanzen gemacht, hierauf in der Klasse besprochen und in ein Heft eingetragen. Es empfiehlt sich, die Versuche während zwei oder drei Jahren fortzusetzen (auf Wiesen ist dies unbedingt notwendig), da die Wirkung des Düngers in einem einzigen Jahre oft nicht genügend ist. Wo keine Versuchsbeete zu Verfügung stehen, können auch Kisten oder Blumentöpfe zur Anwendung gelangen; nur entsprechen in diesem Falle die Bedingungen nicht denjenigen der praktischen Betätigung auf dem Lande. Wo immer möglich, ist die Arbeit im Garten oder auf der Wiese vorzuziehen, sie bringt auch mehr Abwechslung in den oft etwas eintönigen Unterricht im Schulzimmer.

Nun zu den Ergebnissen, ohne in technische Einzelheiten über die Wirkung der verschiedenen Düngerarten einzutreten: Im Jahre 1912 wurden in elf Schulgärten Versuche in der oben angedeuteten Art ausgeführt, über

die sehr günstig lautende Berichte eingesandt worden sind. Ein Lehrer schreibt: Die Schüler haben den verschiedenen Arbeiten viel Interesse entgegengebracht und sich lebhaft um die Ergebnisse bekümmert. Ich finde darin ein ausgezeichnetes Mittel zur praktischen Anwendung vieler im naturkundlichen Unterricht gelernten Dinge. Auch ist es gut, dass die Eltern einsehen, dass wir nicht nur einseitig darauf ausgehen, die Köpfe unserer Schüler mit schönen Theorien — wie sie sich gerne ausdrücken — zu füllen, sondern auch Sinn und Geist haben für die Arbeiten auf dem Lande. Ein zweiter berichtet, dass die Schüler außerhalb der Schulstunden im Versuchsbeet gearbeitet haben, ein dritter, dass die durch Anwendung von Kunstdünger erzielte prächtige Runkelrübenernte besonders den . . . Hasen und Feldmäusen zu staaten gekommen ist (sein Dorf befindet sich in einer Jagdreserve). Ein anderer schliesst seinen Bericht mit der Bemerkung: „Ich glaube wirklich, dass wir in dieser praktischen Betätigung der Schüler ein Mittel besitzen, um ihnen Geschmack und Liebe zum Beruf des Landwirtes einzupflanzen.“ Weiter lesen wir: „Die Schüler haben sich ausserordentlich um die angestellten Versuche interessiert und sämtliche Arbeiten ganz allein verrichtet. Auch viele Landwirte haben die Beete besucht, die Resultate kontrolliert und uns gebeten, die Versuche fortzusetzen.“ Ein anderer Lehrer hat von seinen Schülern schriftliche Berichte über die verrichteten Arbeiten, die angestellten Beobachtungen und die erzielten Resultate gefordert. Einer derselben, nachdem er in einer hübschen Tabelle dargestellt hat, welche Düngerart die meisten Kartoffeln erzielte, schliesst wie folgt: „Diese Versuche sind von grossem Nutzen für den Landwirt; denn er kann daraus ersehen, welche Elemente seinem Boden fehlen und wie er ihn verbessern kann. Auch kann er daraus schliessen, welche Düngerart den verschiedenen Futterpflanzen am zuträglichsten ist.“ In einem weiteren Berichte lese ich: „Bis jetzt haben die Schüler bei den ihnen auferlegten Arbeiten viel Mut und Ausdauer gezeigt; mehrere unter ihnen interessieren sich mehr um die Versuche, als um den theoretischen Unterricht. Jeder Schüler besitzt ein eigenes „carnet d'agriculture“, in welchem die verrichteten Arbeiten und die gemachten Beobachtungen eingetragen werden. Es ist für mich ein angenehmes Gefühl, zu sehen, dass sich die Eltern um die praktischen Arbeiten der Klasse interessieren; das kann den guten Beziehungen, die zwischen Schule und Haus herrschen sollten, nur förderlich sein. Ich lasse meine Schüler besser kennen; mancher zeigt sich bei den praktischen Arbeiten in einem ganz anderen Licht als in der Klasse. Sie lernen einsehen, dass die Praxis allein nicht genügt, sondern von theoretischen Erwägungen begleitet sein soll. Der Unterricht erscheint ihnen somit nicht mehr als etwas Überflüssiges.“ In einer andern Schule wurden die Resultate auf einem grossen Blatt Papier am öffentlichen Pfeiler angeschlagen. Die Runkelrüben wurden verkauft und der Ertrag zu einer Schulreise benutzt. In mehreren Schulen wurde auch während der Ferien gearbeitet. In andern nahmen Mädchen an den Arbeiten teil. Ein Lehrer hat die Versuche zu zahlreichen praktischen Anwendungen im Rechenunterricht verwendet und eine ganz genaue Bilanz aufstellen lassen.

Neben den genannten Arbeiten im Versuchsbeet muss ich noch die B a u m s c h u l e n erwähnen, die im Kanton Waadt schon seit einer Reihe von Jahren (die älteste seit 42 Jahren) von Schulklassen angepflanzt und besorgt werden. Wald- und Obstbäume werden darin gross gezogen. Unterstützt wird die Schule darin von dem Försterverband, der den Lehrern mit Rat und Tat zur Seite steht, den nötigen Samen liefert und den am besten besorgten Baum-

schulen Preise verabfolgt. Im Jahre 1912 waren 46 derselben in Betrieb, mit einer Oberfläche von 231 Aren. Die mittlere Oberfläche betrug demnach 5,02 Ar, was als völlig genügend bezeichnet werden kann. Ein einziger Bezirk des Kantons, und zwar derjenige von Nyon, besitzt noch keine Baumschule, die einer Schule gehört. Im Bezirk Peterlingen dagegen sind deren zwölf vorhanden. Die grösste befindet sich in Aigle; sie hat eine Fläche von dreissig Aren und wird von mehreren Klassen besorgt; doch mussten dort auch Gemeinendarbeiter beigezogen werden. Gesät wurden 63,5 kg Nadelbaum- und 21,5 kg Laubbaumsamen, im ganzen 85 kg, gegen 103 im Vorjahr. 27 Baumschulen haben 82,600 versetzte Stecklinge abliefern können. In den Baumschulen selber wurden 282,000 versetzt. 1280 Schüler waren darin tätig. Die zu den notwendigen Arbeiten (Säen, Versetzen, Reinigen) benutzte Zeit schwankt zwischen 10 und 70 Stunden. Meistens wurden dieselben von den Schülern allein besorgt, unter Aufsicht und Anleitung des Lehrers. Arbeiter wurden nur dann beigezogen, wenn die Arbeiten kein unterrichtliches noch erzieherisches Interesse boten. Überall haben die Schüler mit Fleiss, Aufmerksamkeit und Geschmack gearbeitet, was den Nutzen der Baumschulen beweist, nicht nur für den Unterricht, sondern auch für das Interesse der Kinder für den Wald. Es kommt auch vor, dass Baumschulen eingehen, teils aus mangelhafter Unterstützung oder Interesslosigkeit der Gemeindebehörden, teils infolge ungünstiger Bodenverhältnisse. Erwähnen muss ich noch, dass vom Försterverband kräftig dahin gewirkt wird, die zu kommerziellen Zwecken angelegten Baumschulen zu unterdrücken. Aus diesem Grunde sollte keine das Mass von 5 bis 6 Aren überschreiten, das es ermöglicht, die Arbeiten und Beobachtungen in den Dienst des Unterrichts zu stellen. Letzteres ist zum Glück die Ansicht der meisten Schulpflegen. Neben den Baumschulen, in welchen Waldbäume gesetzt und gross gezogen werden, kommen diejenigen mit Obstbäumen mehr und mehr auf. Das ist sehr zu begrüssen; denn der Wald geniesst einen gesetzlichen Schutz, welchen die Obstgärten nicht besitzen. Es kann also nur von Gute sein, wenn man den Schülern schon bei Zeiten die Liebe und Achtung der Obstbäume beibringt und sie anweist, einen entfernten Fruchtbau sogleich zu ersetzen. Vielleicht kommt es dazu, dass sich die Obstbaugesellschaft um diese Art von Baumschulen interessiert, wie es die Förster mit den andern tun. Sie ist bereits damit begrüßt worden.

y.

## Der Zusammenstoss.

Ein Stückchen Physik im Elementarunterricht.

Von Fritz Gansberg.

Es war gerade an seinem Geburtstag. Hans wartete schon lange, dass Onkel und Tante kommen sollten. Was die ihm wohl mitbringen würden? Ob sie ihm wohl ein Spielzeug schenkten oder ein schönes Buch? Und wenn sie da waren, dann sollte das Fest auch losgehen; nämlich das Kaffetrinken und — noch besser — Kuchenessen. Die hübsche weisse Decke war schon aufgelegt, und der kleine Kasten mit den silbernen Löffeln stand auf der Servante und eine Blume dabei, und Mutter und Frida waren in der Küche, um alles zurecht zu machen. Und nun dachte Hans gerade: o wie lange dauert das bloss, da klinkte die Haustür. Sie kommen, sie kommen, schrie er, sprang hinter dem Sofa heraus und stürzte zur Stubentür hinaus. Und — ja, und da erfolgte der Zusammenstoss. Und was für einer! Nämlich mit Frida und dem grossen Auftragebrett, auf dem all die herrlichen Sachen für den Geburtstagskaffee standen! Frida wollte gerade die Stubentür aufmachen, und dann musste sie doch das Brett einen Augenblick auf der flachen Hand balancieren. Aber in dem Augenblick hatte die Tür auch Zeit genug, um dem Brett einen ordentlichen Stoss zu geben. Das gab ein Poltern, Klirren, Knattern, Schreien und Schelten! Und das war ein Durcheinander von Kaffee, Milch und Kuchenstücken und ganzen,

halben und Vierteltassen! Und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte der Übeltäter noch ein ganz anderes Geburtstagsgeschenk in Empfang nehmen können. Aber zum Glück kamen ja Onkel und Tante die Treppe herauf, und die stifteten Frieden.

Das ist ein Zusammenstoss. Aber das ist nur einer. Und wie viele passieren täglich und wieviel Unheil wird durch sie angerichtet! Wo nur die Menschen oder irgendwelche Dinge in schneller Bewegung sind, da droht auch die Gefahr des Zusammenstosses. Wenn die wilden Jungen beim Spielen in voller Jagd um die Strassenecke herumschwirren, so kommt es gewiss zu einem Anprall, wenn von der andern Seite auch gerade irgend jemand in schneller Fahrt daherkommt; denn je schneller sie sich näher kommen um so weniger haben sie auch Zeit, auf die Seite zu springen. Und an den Orten, wo die Leute meist immer in schneller Bewegung sind, z. B. in den Bahnhöfen, da erfolgen auch die meisten Zusammenstösse. Da will der eine noch im Galopp seinen Zug erreichen, aber auf einmal kreuzt ein zweiter seinen Weg, der in Windeseile noch eben zum Schalter springt. Und wenn so ein Übereifriger, der sich durch ein Gewühl von Menschen hindurchwindet, nicht immer auf dem Sprunge steht, um bald nach rechts, bald nach links in eine Lücke hineinzuspringen, dann wird er genug Leute anrempeln und allerlei grobe Worte zu hören bekommen. Was kann so ein Tollpatsch auch nicht alles anrichten! Hier stolpert er über ein kleines Kind, das vor all den grossen Leuten nicht zu sehen war; da rennt er gegen einen Kellner, der mit einem Brett voller Gebäck, Früchten und Gläsern sich durch die Menge windet; weiterhin hakt er in einen Schirmgriff und reisst ihm mit, und zuletzt purzelt er noch über einen am Boden stehenden Handkoffer und fällt in einen Kinderwagen hinein.

Überall, wo es schnell gehen soll, wo die Arbeiten gar nicht fix genug fertig werden können, wird es Zusammenstösse aller Art geben. Der Lehrjunge will ganz geschwind die Erbsen oder Bohnen aus dem Sack in die Tüte schaufeln, immer schneller fliegt die Schaufel hin und her, aber dann hakt sie einmal hinter den Sack, und eine ganze Ladung fliegt über den Fußboden dahin. Wenn der Kellner gar zu schnell durch das überfüllte Café rennt, um seine Gäste zu bedienen, dann wird es doch über kurz oder lang einmal einen furchtbaren Radau und einen ganzen Haufen Scherben geben. Wenn Hänschen gar zu eilig beim Stiefelputzen ist, wird er wohl mal vorbeihausen und die Bürste zur Erde fallen lassen oder mit dem Daumen gegen das Hufeisen sausen. Wenn die Feder gar zu eilig zum Tintenfass heraus- oder hereinfährt, dann wird sie doch wohl mal gegen den Deckel jagen oder hinter den Rand haken und das Tintenfass über Kopf werfen. Wenn es der Esser gar zu eilig hat und wie eine Dampfmaschine arbeitet, so wird er wohl mal vorbeisausen und sich mit der Gabel in die Lippen stechen oder die Suppe über sein Vorhemd schütten. Wenn Lina zu eifrig mit dem Bonerklotz in der Stube herumfährt, wird sie wohl öfter gegen die Möbel und Türen ballern oder rückwärts mit dem Stil in den Glasschrank hineinstechen. Wenn die Hände beim Waschen in gar zu schnelle Bewegung kommen, stupfen sie auch einmal gegen die Nase, worauf sofort eine Pause im Waschen eintritt. Wenn die Jungen in gar zu grosser Wut auf den Fussball lostreten, so trifft manchen Stiefel vorbei und bringt irgendein Gesicht in schmerzhafte Falten. Wenn die Stiefel gar zu schnell die Treppen hinaufsausen, so stossen sie gewiss gegen eine Stufe, und dann erfolgt sofort ein zweiter Zusammenstoss, vielleicht zwischen der Nase und dem Fussboden. Wenn die Hände gar zu schnell das Garn aufwickeln, so stossen sie gewiss zusammen, und dann springt das Knäuel davon undwickelt sich selbst wieder ab. Und so kann man noch tausenderlei kleine Zusammenstösse aufzählen, die jeden Tag vorkommen, wenn die Bewegungen gar zu schnell werden.

Je schwerer die bewegten Gegenstände sind, um so gefährlicher werden auch die Zusammenstösse. Ein leichter Gummiball kann nicht viel Unheil anrichten; würden die Jungen aber mit dem schweren Schleuderball in der Strasse

spielen — ei, da würde doch sehr bald eine Fensterscheibe in Scherben gehen oder ein schöner Hut verdorben werden oder ein Blumentopf von irgendeinem Balkon herunterkommen oder anderes Unheil angerichtet werden. Wenn es regnet, so erfolgen in der ganzen Stadt in jedem Augenblick wohl Millionen Zusammenstösse, auf tausend Dächer, Schirme, Hüte, Köpfe, Schultern stürzen ja die kleinen Wasserkugeln herunter. Aber wie gut ist es, dass sie so leicht sind, und welch ein Unglück für alle Menschen, Tiere und Pflanzen, wenn die Tropfen jede beliebige Dicke annehmen könnten, was doch glücklicherweise nicht der Fall ist! Und doch prasseln auch die leichten Regentropfen auf die Glasdächer und auf die Regenschirme hinauf, dass es wie Trommelwirbel tönt, und die Blätter der Blumen und Bäume schwanken im Tropfenfall auf und ab, ja nach einem heftigen Gewitterregen liegen immer eine Menge am Boden, die von den himmlischen Gewehrkugeln eben zu Tode getroffen wurden.

Die Regentropfen bekommen ja beim Herabfallen aus den Wolkenhöhen eine grosse Geschwindigkeit, und mit der Geschwindigkeit nimmt auch wieder die Kraft des Zusammenstosses zu, so dass dann ein leichter Körper Unheil anrichten kann, und schon ein trockenes Erbschen, wenn es aus der Kanone geschossen wird, die viel schwereren Bleisoldaten umreissen kann. So bekommt denn auch die Patrone, die in das Gewehr gesteckt wird, durch die Explosion des Pulvers eine so gewaltige Geschwindigkeit, dass sich gar nichts auf der Erde mit ihr vergleichen lässt und weder der Windhund noch ein Auto oder Schnellzug oder Aeroplano vor der Patrone entfliehen könnten, es hätte sie in einem Augenblick schon eingeholt. Welch eine Kraft steckt in einem mit solcher Geschwindigkeit dahinstürmenden Körperchen? Einen dicken Baumstamm kann die Gewehrkugel durchbohren, durch eine Mauer schlägt sie hindurch, in einen Erdhaufen bohrt sie sich tief ein.

Noch schlommere Verwüstungen gibt es, wo schwere Körper mit grosser Geschwindigkeit aufeinander treffen. Das kann wohl einmal auf der Eisenbahn passieren. Ein Eisenbahnzug ist ja gewaltig schwer, ich glaube, nicht zwanzig Pferde würden den D-Zug aus der Stelle bringen, und zweihundert Pferde würden noch nicht mit ihm galoppieren können. Die Lokomotive gibt ihm aber eine viel grössere Geschwindigkeit; ihre kräftigen Dampfstösse bringen die schweren Wagen in eine immer schnellere Bewegung: jetzt muss man schon laufen, wenn man den Abreisenden noch etwas zurufen will; nun kommt schon kein Wettkämpfer mehr mit; weiterhin bleibt auch der Windhund zurück, und zuletzt jagt der Zug dahin, dass die Leute, die dicht am Bahnübergang stehen, eigentlich gar keine Wagen mehr sehen, sondern nur noch einen schwarzen Sturmwind. Welch ein Schwung sitzt nun in dieser gewaltigen Masse! Der Lokomotivführer kann gern den Dampf abstellen, und der Zug wird immer noch weiterlaufen, und erst von einem Bahnwarterhaus zum andern wird der Zug allmählich zum Stehen kommen. Soll er aber schnell angehalten werden, so müssen alle Räder zu gleicher Zeit gebremst werden — zwei eiserne Klötze zwischen denen sich jetzt noch das Rad frei drehen kann, bewegen sich dann ein wenig gegeneinander, so dass das Rad zwischen ihnen eingeklemmt wird und sich nur noch langsam drehen kann. Ja, es kommt wohl vor, dass die beiden Bremsklötze es so fest einklemmen, dass es sich gar nicht mehr drehen kann. Aber das soll nicht sein, denn dann schleift das Rad mit einer Seite eine lange Strecke auf der Schiene dahin und schleift sich ab, ist also nicht mehr schön kreisrund und fängt nachher an, arg zu rumpeln und die Reisenden durch seine Sprünge zu quälen. Mit welcher Geschwindigkeit saust noch der Zug in die Halle hinein! Die Wagen fliegen nur so vorbei, so dass man die Gesichter der Ankommenden in den Fenstern kaum erkennen kann; aber die Bewegung wird auch immer langsamer, und kaum ist die Lokomotive am vorderen Ausgang angekommen, so steht auch schon der Zug, und aus allen Türen drängen sich die lachenden, rufenden und plaudernden Reisenden heraus. Könnte der Lokomotivführer nicht mit einem Hebelgriff alle Bremsklötze

des ganzen Zuges gegen die Räder in Bewegung setzen, müssten nicht alle Räder zugleich ihre Bewegung an die Bremsklötze abgeben, dann dürften die Züge nicht mit solch einer Geschwindigkeit in die Stationen hineinjagen, denn sie würden doch nur über ihr Ziel hinausschiessen und müssten nachher ein Stück zurückfahren.

Welch eine Kraft steckt in dieser Masse, die schneller als der Sturmwind auf dem Schienenwege dahinjagt! Wie sorgfältig muss alles auf den Eisenbahnen geordnet werden, damit diese gewaltigen Schnellzüge nicht einmal auf ein Hindernis rennen oder gar mit einem anderen Zug zusammenstoßen! Würde so ein Schnellzug in voller Fahrt auf einen stehenden Zug hinaufjagen, so würden die letzten Wagen dieses Zuges ganz ineinander geschoben werden, d. h. die eisernen Untergestelle würden sich ganz in die hölzernen Wagenkassen hineinbohren, wobei natürlich alles an ihnen zerbrechen würde. Man mag sich das Unglück kaum ausdenken, wenn dies einmal einem Personenzuge geschähe, wenn arme Menschenkinder zwischen diese aufeinander losdrängenden Holz- und Eisenmassen eingeklemmt würden! Darum müssen eben dem Lokomotivführer während der Fahrt ganz sichere Zeichen gegeben werden, ob die vor ihm liegende Strecke frei ist oder ob sie von einem Zuge besetzt ist, und das geschieht tagsüber durch den Signalarm, der schräg aufgerichtet „freie Fahrt“ und wagerecht „Halt“ oder „Gefahr“ bedeutet, und nachts durch ein grünes Licht (freie Fahrt) oder ein rotes (Halt). Jagt also der Schnellzug in die dunkle Nacht hinaus, so sieht der Lokomotivführer auf seinem langen Wege von einer Stadt zur andern immer von Zeit zu Zeit ein grünes Licht, denn für gewöhnlich wird ja für den Schnellzug die Strecke früh genug freigemacht. Durch alle Stationen, durch dunkle Wälder, über die weiten schlafenden Felder leuchtet ihm von Zeit zu Zeit ein grünes Licht und sagt ihm: „Fahr frisch drauf los, deine Reisenden sind müde und sehnen sich nach ihrem Bett, und die Eltern möchten zu ihren Kindern, die sie so lange nicht sahen!“ Zeigt sich aber plötzlich einmal an einer Biegung zwischen den hohen Bäumen oder kurz vor der Stadt, die schon mit tausend hellen Lichtpunktchen sich weit ausdehnt, ein rotes Licht am Schienenwege, dann zieht der wachsamen Führer den Bremshebel an. Ein Poltern, Dröhnen und Summen geht durch den ganzen Zug, die Reisenden neigen sich alle ein wenig vornüber, und auf einmal ist's mit dem eintönigen Stampfen der Räder vorbei. Es ist Totenstille, und man hört wohl hier und da die Leute sprechen, es wird auch wohl ein Fenster geöffnet, warum der Zug denn auf der freien Strecke still liegt. Aber sieh da, jetzt gerade verwandelt sich das gefährliche rote Licht, vor dem die Lokomotive wartend anhält, in das freundliche grüne, und schon pufft ein Dampfstoss nach dem andern in die stille Nacht hinaus, und bald hört man wieder das eintönige Stampfen der Räder und das Summen und Knacken der hin und her schwankenden Wagen. Der Zug kann wieder mit voller Geschwindigkeit darauflosfahren. Das grüne Licht kann ja von dem Wärter am Anfang der Strecke nur dann gezogen werden, wenn der Wärter am Ende der Strecke seine Einwilligung dazu gibt. Hat der aber den Hebel noch nicht wieder zurückgedreht auf seinen gewöhnlichen Platz, weil irgendein Zug vorher noch nicht an seinem Signalmast vorbei ist, dann mag der erste Wärter, der schon die hellen Glotzaugen des Schnellzuges daherkommen sieht, an seinem Signalhebel soviel probieren, wie er will, er muss ihn schon auf „rot“ stehen lassen. Und der wachsame Lokomotivführer sieht die Warnungsfarbe und bringt den Zug zum Stehen und kann erst dann in die neue Strecke einfahren, wenn der letzte Wagen des vorhergehenden Zuges aus dieser Strecke herausgerollt ist. — So ist nun eine Ordnung geschaffen worden, so hat man dafür gesorgt, dass die hintereinander fahrenden Züge nicht aufeinander stoßen können. — Und dass auch nicht die Gegenzüge aufeinander treffen können — denn das Unglück müsste ja noch viel grösser werden —? Aber darauf weiss jedes Kind die Antwort. Man macht es so wie auf belebten Strassen oder Brücken, wo wohl angeschrieben steht: „Rechts gehen!“

Und da bewegt sich der eine Menschenstrom nun auf dem einen, der andere auf dem andern Trottoir, der eine hin, der andere her, und alle Zusammenstösse sind so mit einem Schlag abgeschafft.

Aber die Zusammenstösse sind nicht immer nur ein Unglück. Wir bringen es tausendmal bei unsren Arbeiten mit Absicht zu Zusammenstössen. Was ist es denn anderes, wenn wir mit tüchtigen Schlägen einen Nagel in die Wand oder in den Kistendeckel treiben, als dass wir mit Absicht Zusammenstösse veranstalten? Zusammenstösse zwischen dem schweren Hammer mit dem leichten Nagel? Der Schwung, den wir mit dem Hammer geben, wenn wir tüchtig ausholen, findet nicht gleich ein Ende, wenn der Hammer auf den Nagelkopf niederfällt. Der Nagel übernimmt nun den Schwung, er bekommt die Kraft, sich in die Holzwände, ja auch in den Kalk der Zimmerwand hineinzubohren. Aber die bremsen seinen Schwung mit aller Macht, und schon nach einem oder ein paar Millimetern kommt der kleine Eisenbahnnzug, der sich selber einen Tunnel ausfahren möchte, zum Stehen. Doch da kommt schon wieder die Lokomotive in unserer Hand mit gewaltigem Schwung und gibt dem Zug einen neuen Stoss vorwärts, und das geht nun so weiter, bis endlich der arme Nagel bis an den Kopf im Holze sitzt oder bis die Spitze vor einen Stein stösst und der nächste Schlag den Nagel krumm biegt.

Überall in unseren Arbeiten führen wir bösen Menschen mit Absicht Zusammenstösse herbei, Zusammenstösse zwischen den Werkzeugen und den Stoffen und Zusammenstösse zwischen Werkzeug und Werkzeug, und nicht bloss beim Aufrichten und Herstellen neuer Dinge, sondern auch beim Abbrechen und Zerstören alter Gebrauchsgegenstände. Beim Hämmern und Schmieden von Eisenstücken, beim Zeugausklöpfen, bei der Steinhaberarbeit, beim Strassenpflastern, beim Bürsten und Waschen, beim Hobeln und Holzhacken, bei der Küchenarbeit, beim Abbruch, beim Fussballspiel und Billardspiel, beim Fortbewegen der Ruderboote und Dampfschiffe — überall finden wir den Zusammenstoss, den absichtlichen, gewollten Zusammenstoss, ohne den diese Arbeiten nicht zustande kommen.

Das ist ein weites Gebiet. Wollen wir davon nicht einmal in einer andern Stunde plaudern?

### Die Italienerklasse in Zürich III.

(Nach einem Bericht an die Kreisschulpflege.)

Von Ed. Heller,

Durch Beschluss der Zentralschulpflege Zürich vom 30. Nov. 1911 ist auf Beginn des Schuljahres 1912/13 im Kreise 3 eine Klasse für italienisch sprechende Kinder errichtet worden, zu deren Führung ich (von Ober-Uster) nach Zürich berufen wurde. Nachdem diese Klasse vorerst als Versuchsklasse ein Jahr bestanden hat, dürfte es angebracht sein, von den Erlebnissen und Erfahrungen zu berichten, die nicht ohne Einfluss auf weitere Beschlüsse in der Italienerfrage sein werden.

**1. Organisation.** Die Klasse wurde in zwei Abteilungen gegliedert, eine Elementar- und eine Realstufe. Der Entscheid, wonach keine Schüler, die soeben schulpflichtig geworden, d. h. das sechste Altersjahr zurückgelegt haben, in die Italienerklasse aufgenommen werden, dürfte in Zukunft beibehalten werden, auch wenn nicht zu bestreiten ist, dass diese Erstklässler in der Normalklasse dem erzählenden Unterrichte im Anfang nicht zu folgen vermögen. Die Italienerklasse ist denen offen zu halten, die in höheren Klassen viel mehr benachteiligt sind. Es kommen also nur Kinder vom 7. Altersjahr an in Betracht. Diese wurden vorerst einer 2., 4., 5. und 7. Klasse zugewiesen. Bald erwies sich die Bildung einer ersten Klasse als unumgänglich notwendig, d. h. der Lehrplan der 1. Klasse war für sie massgebend. Von diesen Kindern war ein Teil erst im Laufe des vorhergehenden Jahres in die Schule eingetreten, andere vermochten dem Unterricht überhaupt nicht zu folgen, kurz, die Kenntnisse waren so ungenügend, dass eine

„erste Klasse“ das Gegebene war. Auch in Zukunft wird man sie beibehalten müssen für solche, die als Analphabeten selbst mit 13 oder 14 Jahren zu uns kommen. Die Prüfung der Kenntnisse der 4. Klasse führte zur Bildung einer dritten Klasse. So zählte die Abteilung im ganzen bald sechs Stufen. Diese Teilung hat indes strenge Gültigkeit nur für das Rechnen. Hier muss nach Jahrespenschen gearbeitet werden, wenn man einen Maßstab erhalten will, um einen Schüler der Normalklasse zuzuweisen. Die sehr ungleiche Vorbildung der Italiener-Kinder bedingt von selbst Fähigkeits-, nicht Altersklassen. In der Sprache genügen zwei Stufen, eine für die A-B-C-Schützen, die andere für Vorgesetzte. Realien erscheinen nur auf der Oberstufe; die übrigen Fächer, Schreiben, Singen, Turnen, Sittenlehre werden in der gesamten Abteilung behandelt.

Der Lektionsplan zeigte 20 Stunden, in denen alle Schüler beisammen waren. Das lebhafte Temperament der Südländer, die bunt zusammengesetzte Gesellschaft, die daraus hervorgehenden Unzukämmlichkeiten im Rechnen sowohl als im Turnen haben für das kommende Schuljahr eine stärkere Parallelisation nötig gemacht, so dass nunmehr nur 12 Stunden vorgesehen sind, in welchen die ganze Abteilung anwesend ist.

Wenn auch die möglichst schnelle Erlernung der deutschen Sprache Hauptzweck ist, so wurde doch die Handarbeit ins Pensum einbezogen, erstens, um etwas Abwechslung in den Schulbetrieb zu bringen; zweitens weil dieser Unterrichtszweig der Förderung von Sprachkenntnissen wesentlich dient, obschon er weniger systematisch vorgeht. Die ziemlich gute Befähigung für das Modellieren bestärkt mich im Vorgehen. Im Zeichnen, das aus gleichen Gründen auf dem Stundenplan steht, sind die Erfolge weitaus geringer; daher muss sich dieses Fach eine teilweise Kürzung gefallen lassen. Die ästhetischen Resultate sind belanglos; aber als Ergänzung zum Sachunterricht leistet das Zeichnen zur Vermittlung von Wortvorstellungen doch seinen Dienst.

Es ist ja klar, dass sich die deutsche Sprache nicht nach Grammatikregeln, sondern durch Anschauung und viele Übung im Sprechen beibringen lässt. Viel Schwierigkeiten bereitet die Unterscheidung von Dialekt und Schriftsprache. Eine Erörterung über allerlei Mühen und Hindernisse in diesem ersten Unterricht will ich dem Leser ersparen.

**2. Die Schüler.** In der Italienerklasse ist es sprühendes, temperamentvolles Leben, das die Schulbänke beherrscht. Diese Lebhaftigkeit stellt an die Nervenkraft des Lehrers grosse Anforderungen; doch liegt in der regen, oft allzuregen Anteilnahme am Unterricht auch eine vielfache Befriedigung. Der italienische Schüler ist im Durchschnitt intelligent, fleissig und geschickt. Es ist Vorurteil, wenn Italiener und Faulheit in einem Atemzug genannt werden. Immerhin ist zu bedenken, dass für unsere Schule ausschliesslich Norditaliener in Betracht kommen, welche vorteilhaft von ihren Brüdern im Süden abstechen. In der Arbeit ist langsam vorwärts zu schreiten. Der Schüler muss die Aufgaben verhältnismässig leicht bewältigen können, sonst sinkt ihm sofort der Mut. In anbetracht der Lebenskreise, in denen sich die Kinder bewegen, ist von Hausaufgaben selbstredend Umgang zu nehmen. Wie schwer die deutsche Sprache für Fremde ist, kommt einem erst zum Bewusstsein, wenn man sie unterrichten muss. Wenn die Kinder trotzdem verhältnismässig rasch drin vorwärtskommen, so ist das dem jugendlichen Gedächtnis zuzuschreiben, das viel aufzunehmen vermag. Ein methodischer Unterricht trägt das Seine dazu bei.

Und die ethischen Eigenschaften der Italienerkinder? Im grossen ganzen darf ich sagen, dass das Gespenst, das man mir vor einem Jahre an die Wand malte, nicht gar so schrecklich aussieht. Für die meisten Erscheinungen muss man nur die richtige Ursache suchen: Das geglückte Italien ist ein junges Reich; es hat die Kulturhöhe seiner Nachbarn noch nicht erreicht. Was zu uns auswandert, sind Elemente, die im eignen Lande nicht immer gern gesehen werden. Man ist erstaunt, wie die Auswanderer von ihren Landsleuten beurteilt werden. Demgemäss hat man mit den Lebenskreisen zu rechnen, in denen die Kinder

aufwachsen. Die italienische Mutter legt in ihrer Kinder-nicht-Erziehung viel Sentimentalität an den Tag. Die Italienerkinder sind körperlich früher entwickelt und früher aufgeklärt als unsere Kinder. Die Schuleinrichtung geniesst in den Augen des Italiener noch nicht die Wertung, wie in kulturell fortgeschrittenen Ländern. Sie ist vorläufig noch eine „quantité négligeable“. Daraus lassen sich viele Erscheinungen erklären, wie: ungenügende Vorbildung, Nachlässigkeit in der Behandlung des Schulmaterials, unpünktlicher Schulbesuch u. a.

Was „Mein und Dein“ anbetrifft, so stehen die Italiener meiner Klasse an Ehrlichkeit den unsrigen nicht nach; abgesehen vom Abschreiben. Darin sind sie Virtuosen, wie im Einblasen. Im Charakter des Italiener offenbart sich ein gut Teil Sorglosigkeit. Dafür, dass bei uns die Erde nicht so fruchtbar ist wie am Südfuss der Alpen, und dass keine Staatslotterie die Möglichkeit zur Vermehrung des Besitzes gibt, weiss sich der Italiener durch Inanspruchnahme unserer Wohlfahrtseinrichtungen in reichem Masse zu entschädigen. Ich habe in einem Jahre hierüber viel gelernt. Die Impulsivität der Welschen bringt es mit sich, dass sie dem Lehrer gegenüber weniger zurückhaltend sind, als die hiesigen Kinder. Als Amtsperson ist ihnen der Lehrer nicht gar wichtig; sie sind ihm aber als Menschen durchaus zugetan und überbieten sich in Dienstleistungen für ihn.

**3. Absenzen.** Die Absenzen sind ein dunkles Blatt in der Berichterstattung. Italien kennt einen gesetzlichen Schulzwang; dieser steht indes nur auf dem Papier. Jenseits der Berge geniesst die Schule nicht das Ansehen, wie bei uns. Wenn wir noch unsere lange Schulpflicht mit der italienischen (drei Jahre) vergleichen, so haben wir die Ursachen für die vielen, erschreckend vielen Absenzen berührt. Der äusserliche Grund des Wegbleibens findet sich in allen möglichen Formen; im eigentlichen Sinne ist aber immer eine Unterschätzung unserer Schulinstitution. Der nichtigsten Ursachen wegen wird geschwänzt. Krasse Beispiele liessen sich ohne Mühe erwähnen. Der 4. Okt. 1912 war der erste Tag, da einmal alle Schüler in der Klasse anwesend waren. Dennoch kann die konsequente Handhabung der Absenzenstrafen Abhülfe schaffen. Als die erste Busse fällig war, erschien die Mutter mit dem Bussen-formular und sagte, sie habe gehört, man müsse nur in den Zürcherhof gehen, dann werde die Busse schon erlassen. Die Dame ist unverrichteter Dinge von dort zurückgekehrt. Die Innehaltung der Absenzenverordnung ist strikte durchzuführen. Von ihr hängt direkt die Existenz der Italienerklasse und eine gedeihliche Arbeit ab. Diese Erkenntnis drängte sich auf. Die Zusammenstellung der Absenzen der durchschnittlich 42 Schüler zeigt: entschuldigte 1010, unentschuldigte 258, zusammen 1268; Mahnungen 28, Bussen-androhung 13, Busen 4.

**4. Schülerrzahl.** Die Klasse wurde im Frühjahr 1912 mit 33 Schülern, 20 Knaben und 13 Mädchen, eröffnet und wuchs rasch an auf 40, erreichte im August sogar 52 und nahm gegen Ende des Schuljahres bis gegen 40 wieder ab. Das vorgesehene Maximum, 40, blieb immer bestehen. Lücken, die entstanden, wurden sogleich ausgefüllt; sechs der vorgesetztenen Schüler wurden im August, infolge Überfüllung der Klasse, deutschen Normalklassen zugeordnet, daneben gings wie in einem Taubenschlag. Von den 33 Schülern, die im Frühjahr eintraten, haben 16 ausgearbeitet. Den grössten Zuwachs brachte das zweite Quartal (16 Eintritte). Hierauf wird ein nächstes Jahr Rücksicht zu nehmen sein, indem man durch Zuweisung von Schülern in die deutschen Normalklassen einen Ausgleich trifft; doch sollten die Übertritte in der Regel auf Schluss des Schuljahres stattfinden. Während des Jahres dürfen nur Kinder versetzt werden, die wenigstens ein Jahr die Schule besucht haben und in ihren Kenntnissen so vorgerückt sind, dass sie stark über das Mittel der Klasse hervorragen. Die grosse Zahl der 13- und 14-jährigen Schüler hängt mit der Unkenntnis unserer Schulverhältnisse seitens der Italiener zusammen. Wie viele erschrecken, wenn es heisst, in Zürich müsse ein Kind bis zum vollendeten 14. Altersjahr zur Schule. Das hat schon manchen Jungen veranlasst, wieder

zurückzureisen und jenseits der Berge den Zeitpunkt zu erwarten, da die Schule auf ihn keinen Anspruch mehr erheben darf. Die Befürchtung, dass die Italienerklasse vermehrten Zuzug von Italienern zur Folge habe, kann als grundlos dahinfallen. Im Gegenteil, dadurch dass die Dispositionen vom Schulbesuch aufgehört haben, veranlasst man sie, länger drüben zu warten. Die Fabrik- und Handlangerarbeit kommt so noch zu früh. Der Vergleich zwischen Alter und Klasse der Schüler zeigt, dass von 70 Schülern nur drei, d. h. 4,285%, derjenigen Klasse zugeteilt werden konnten, in die sie dem Alter nach gehörten. Alle andern blieben unter den gestellten Anforderungen zurück. In den zwei untersten Klassen waren 8 zwölf- bis dreizehnjährige Analphabeten, die drüben das Wort Schule nur dem Hören sagen nach kannten. Doch haben die meisten Italiener in ihrer Heimat drei Schuljahre absolviert und kommen bei uns in der 4. Klasse leidlich nach, daher hatte diese Klasse eine ansehnliche Stärke. Die grösste Zahl der Kinder (22) steht im 14. Altersjahr, weil sie sich schulfrei glaubten.

**5. Schlussfolgerungen.** Die Schülerzahlen des Versuchsjahrs zeigen, dass die Italienerklasse von Ende Mai beständig auf und über dem provisorisch angenommenen Maximum von 40 stand. Ende August erreichte sie sogar die Zahl 52. Die Befürchtung, dass der Winter die Klasse allzustark vermindere, hat sich nicht erfüllt. Allfällig entstandene Lücken wurden sofort von Neuziehenden ergänzt. Übrigens wäre es nicht ein Unglück, wenn die Klasse auf kurze Zeit etwas unter dem Maximum bliebe. Auch so ist die Schulführung, man denke nur an das Rechnen mit sechs Klassen, keine leichte Arbeit.

Hat eine Trennung stattzufinden, so geschehe sie mit vertikalem, nicht horizontalem Schnitt; d. h. in eine Knaben- und eine Mädchensammelklasse. Ganz abgesehen davon, dass in Italien die Geschlechtertrennung zum mindesten vom 9. Altersjahr erfolgt, bietet diese Einteilung in organisatorischer Beziehung viele Vorteile: die ungleiche Vorbildung der Eintretenden macht oft eine Verschiebung um zwei Klassen nötig. Eine Trennung nach Real- und Elementarstufe hätte also zur Folge, dass fortwährend Verschiebungen aus der einen in die andere Abteilung stattfänden. Wollte man dies vermeiden, so müsste jeder Schüler erst eingehend geprüft werden; die Entscheidung, welcher Klasse er zugehörte, lässt sich indes selten schnell treffen, da das Wissen auch älterer und intelligenter Schüler oft klaffende Lücken aufweist. Hat der Lehrer eine Gesamtschule, so kann er die nötigen Verschiebungen auf- oder abwärts, oft nur in einem Fach, ohne Störung vornehmen; er hat auch Gelegenheit, ältere Schüler am Unterricht der Kleinen teilnehmen zu lassen, um Schäden zu heilen. Die Trennung nach Geschlechtern erleichtert auch den Stundenplan für die Arbeitsschule. Im übrigen dürfte ein Maximum von 35 Schülern das Richtige sein, auch so hat der Lehrer noch Arbeit genug. Ein Versuchsjahr wird indes noch nicht genügen, um bindende Normen für die Zukunft aufzustellen. Ein zweites Jahr bringt vielleicht Beobachtungen neuer Art. Im grossen und ganzen darf indes ruhig behauptet werden, dass sich die neu geschaffene Institution in ihren Grundzügen bewährt und manchem Lehrer des Quartiers, der des Italienischen nicht mächtig war, Erleichterung gebracht hat. Bedenkt man, dass die Italienerklasse auch den Zweck hat, deutsche Klassen von fremdsprachigen und die Disziplin gefährdenden Elementen zu befreien, so dürfte ihre Existenzberechtigung außer Frage stehen.

Die heutige öffentliche Schule verteidigt immer noch in folgenschwerem Fatalismus die Alleinherrschaft des Liedes im Gesangunterricht und bekämpft die Bestrebungen, die Jugend musikalisch zu erziehen und dadurch eo ipso auch zum Liedgesang zu befähigen und hinzuführen. Sie vergisst oder sie will sich der Verantwortung darüber entziehen, dass der ausschliessliche Liedgesang keine durchgreifende Geistesbildung bedingt, sondern fast ausnahmslos zu geistloser Dressur führt.

P. Boepple.



## Gedanken über Menschenbildung.

Der Mensch muss nach einer Harmonie streben. Ich sage streben; denn erreichen muss und soll er sie nicht. Erreicht er sie, so ist nichts mehr an ihm zu verbessern; er ist fertig, ein guter Mensch in seiner Art. Er hat sich das Ziel zu tief gesteckt; seine Güte beschränkt sich daher nur auf einen kleinen Kreis und durch Nichtverstehen anderer Naturen kann er oft unbewusst fehlen. — Der Wert des Menschen zeigt sich im Leiden. Je mehr er ertragen kann, ohne verbittert zu werden, desto besser ist er. Die Leiden müssen der Kraft angemessen sein. Das Zuviel bringt den Menschen zurück; denn er kommt in einen verbitterten, krankhaften Zustand hinein, so dass er die Macht über sich selbst verliert und Gefahr läuft, zu entgleisen. Christus ist das Ideal im Ertragen der Leiden, das uns von Ferne zuwinkt. Es lässt sich nicht in Praxis umsetzen, so lange wir menschliche Eigenschaften besitzen. Die Leiden bringen viele Töne in den Menschen hinein; manche Dissonanz hat er aufzulösen; aber der Tonreichtum wird sich immer mehr zu einer schönen, vollen Harmonie umbilden. So das Geistesleben.

Ähnlich geht es mit dem Körper. Harmonisch muss er ausgebildet sein, dann ist er völlig gesund, aber nicht immer kräftig. Die Arbeit ist sein Abhärtungsmittel. Sie bringt ihn oft in unnatürliche Stellungen hinein, so dass die Organe mit Mühe ihre Funktionen verrichten können. Müssen sie zu lange in diesen ungünstigen Lagen verweilen, so werden sie sich zuletzt mit Krankheit rächen. Die Arbeit ist gleich den Leiden, die auf den Körper wirken. Je mehr Arbeit ein Mensch aushält, ohne dass er die Gesundheit verliert, desto tüchtiger ist sein Körper. Die Arbeit muss der Kraft entsprechen. Das Zuviel und das Zuwenig sind Sünden. Ein Mensch, der über seine Kräfte arbeitet, verfällt in Krankheit; arbeitet er zu wenig, so bleibt der Körper geschwächt; er ist gleich einem schönen Gefäß, das leicht in Stücke zerbricht. In der Harmonie liegt volle Gesundheit; die Arbeit braucht daher stets als Gegengewicht ein Streben nach Körperharmonie, Gymnastik.

Geist und Körper sind so innig miteinander verbunden, dass die Entwicklung des einen auch auf das andere wirkt; doch ist eine solche Wirkung nicht allseitig. Körperbildung wirkt auf die Willenskraft, schafft selbstbewusste, tüchtige Kämpfer. — Feine Geistesbildung bedingt Bescheidenheit. Ist der Geist in Ordnung, so besitzt der Mensch genügend Kenntnisse, um vernünftig zu leben, den Körper gesund zu erhalten; denn es heißt nicht vergebens, „es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Gesund wird der Körper vielleicht sein, aber nicht kräftig; denn die wahre Bescheidenheit wird den Menschen von einer intensiven Körperpflege und Kraftproben zurückhalten.

Sind Körper und Geist gesund, so müssen sie in einem harmonischen Verhältnis stehen, wenn der Mensch die höchste Blüte erreichen soll. Ein starker Geist braucht einen starken Körper. Versagt der Körper, so wird der Geist in seinem Fluge gehemmt; er fliegt nicht so hoch und schlägt eine düsterere Richtung ein. Für einen schwachen Geist genügt ein schwacher Körper. Starke Körperkräfte würden vielleicht nur auf die brutale Seite des schwachen, unentwickelten Geistes wirken. — Wo Körper und Geist richtig ausgebildet und harmonisch zusammenspielen, muss eine optimistische Stimmung zustande kommen. Optimismus ist die beste Weltanschauung; denn er birgt Lebensfreude in sich. Und wer mit Freuden sein Tagewerk beginnen kann, vermag es doppelt gut zu leisten. Es ist daher eines jeden Pflicht, so viel als möglich diese gesunde Grundstimmung in sich herzustellen.

Y.Z.

---

**Zur Orthographie.** Die „Beobachtungen und Erfahrungen eines Schulpflegers“, die in diesem Blatte erschienen, haben jedenfalls vielen Lehrern aus dem Herzen gesprochen. Mir hat vor allem der Abschnitt gefallen, wo er uns ermuntert, vor unnützen Vorschriften, insbesondere denjenigen des heiligen Duden, nicht immer einen blinden Respekt zu erweisen.

Letzten Frühling wohnte ich einem Examen in der ersten Klasse bei. Ich war geradezu verblüfft über die unheimliche Sicherheit, mit der die kleinen Knirpse die schwierigsten Wörter in Silben und Laute zerlegten. Es bedeutete für mich eine eigentliche Erlösung, als endlich einer einen Bock schoss. „Sch—r—ei—n—Schrein, e—r—er, Schreiner“, ertönte es siegesgewiss aus dem Munde eines solchen Zerlegungskünstlers, der dann ganz aus den Wolken fiel, als das grausame „Falsch!“ des Lehrers ihn auf seine Missetat aufmerksam machte. Gern hätte ich dem Kollegen zugerufen: „Beweis du mir, dass dies falsch ist! Nein, das ist sogar das einzige richtige. Was haben denn der „Schrei“ und das „ner“ mit dem Schreiner zu tun? Gar nichts! Dagegen ist für mich der Schreiner ein Mann, der einen Schrein macht, und das „er“ ist eine Ableitungssilbe, wie sie genau gleich in den meisten Berufsbenennungen auftritt. Wir haben also hier zwei Silben, denen ein ganz bestimmter Sinn zukommt.“

Seit ich in der Schule die Stenographie eingeführt habe, mache ich die Beobachtung, dass gerade fähige Schüler in den Aufsätzen anfangen, nach Sprach-, statt nach Sprechsilben zu trennen. Ich hüte mich natürlich, sie durch rote Tinte auf den „Irrtum“ aufmerksam zu machen. Wenn man mir entgegenhält: „Das ist aber falsch, man trennt doch nach Sprechsilben“, so antworte ich unbedenklich: „Dieser „man“ ist nun einmal nicht mein Vetter; so lange beim Trennen kein Unsinn herauskommt, so ist es einfach nicht falsch.“

Die gleiche Nachsicht lasse ich walten gegenüber den Trennungen von Wörtern mit tz, ck, pf. Ob mir einer schreibt ta-pfer, wie man's früher geschrieben hat, oder tap-fer, wie man's jetzt schreibt, oder tapf-er, wie es die Stenographen schreiben, das ist mir ganz gleich. Das unrichtigste ist jedenfalls das zweite; denn kein Mensch spricht tap-fer, so wenig wie Brük-ke oder Kat-ze. „Pf“ und „z“ sind nicht Laute, die man zerlegen kann; es sind einheitliche Laute mit einer bestimmten Artikulationsstelle.

Der Weg, den der Herr Schulpfleger angibt, ist sicherlich der vernünftigste. Ich habe in unserem Lesebuch vergeblich Jagd gemacht auf Kat-zen, Mük-ken und Schnep-fen. Da sagt man doch den Schülern einfach: „Wenn Wörter nicht deutlich als zusammengesetzt erkennbar sind, vermeidet die Trennungen. Wenn ihr trennen müsst, so trennt so, dass nichts Dummes herauskommt.“ Dann braucht's gar keine Regeln mehr.

Ein heikler Punkt sind auch viele Dehnungen. Da ist oft der Lehrer selbst nicht sicher, ob er ein Boot oder ein Bot mieten soll, ob er ein Loos oder ein Los kaufen will. Wie lange haben sich die „Ware“ und die „Waare“ in den Haaren gelegen! Es ist zu hoffen, dass alle Leute sogar einmal verstehen werden, was ein „Sal“, ein „Har“ ist, insbesondere diejenigen, die jetzt schon sich in den „Sälen“ zurechtfinden und keine „Härchen“ spalten sind.

Was das B anbetrifft, so habe ich mich der Neuerung immer noch nicht angeschlossen und werde es auch nicht tun, so lange ich mich mit der S. L. Z. in guter Gesellschaft finde. Ich verschönere also in den Heften das Wa ß er mit roter Tinte, lasse aber „falsche“ Füß se ungehindert passieren.

Die Einheitlichkeit der Rechtschreibung, die man immer ins Feld führt, darf gar nicht unser höchstes Ziel sein, so lange wir noch so viele willkürliche und unnatürliche Regeln zu befolgen haben. Es wird doch niemand ernstlich glauben, dass sich die Orthographie, wie die Sprache, seit Jahrhunderten fortwährend entwickelt hat, um sich dann durch einen gewissen Duden für ewige Zeiten festlegen zu lassen.

**Schutz der Natur.** Ein Privatmann schreibt uns: Letzten Herbst begegnete ich im Walde ob Oberhofen einer grossen gemischten Schule, die von Heiligenschwendi herunterkam. Sämtliche Kinder trugen Äste und ganze Büschel Stechpalmen. Ein Knabe schwang triumphierend ein ganzes Bäumchen. Den Schluss des Zuges bildete der Lehrer und die Lehrerin, die beide ebenfalls mit der schönen Pflanze beladen waren. Ich sagte mir: Wenn da viele

V.

Schulen durchkommen und alle so hausen, dann ist es hier mit der Herrlichkeit der so prächtigen Stechpalme bald zu Ende. Kurz vorher hatte ich von „Pädagogischem Heimat-schutz“ gelesen. Hier fand ich ihn nicht. Wie leicht hätte die Lehrerin zeigen können, dass man mit zwei bis drei Blättern und einigen Blümchen einen viel schöneren Schmuck erzielt, als wenn man durch plumpes Einstecken einer Masse Zweige noch den Hut verdirt. Anstelle des Lehrers hätte ich den Schülern gesagt: „Es darf keiner mehr als ein Zweiglein nehmen. Morgen bringt mir jeder ein Blatt davon in die Schule.“ Mit Gummilösung hätte ich auf die Blätter geschrieben: „Heiligenschwendi 1912.“ Bevor die Schrift ganz getrocknet, hätte ich sie mit Goldbronze überstäubt und dann jedem Kind ein bleibendes Andenken an den Schulausflug überreicht. —

Letzten Montag war ich in einer Sitzung des S. A. C. Es kam das vielbesprochene Thema „Schutz den Alpen-pflanzen“ zur Diskussion. Der erste Redner schloss sein Votum mit den Worten: „Und wer ist es, der am aller-meisten die Blumen ausrottet? Es sind die Schulen! Erst heute begegnete ich einer solchen, wo alle Kinder mit Blumen beladen waren; aber die meisten hatte der Lehrer.“ Einer meinte, man solle einen recht geharnischten Artikel in den Zeitungen loslassen und mit Namen auf die Schulen hinweisen. Ich bin anderer Meinung, weil es dabei auf eine Hetze herauskäme, bei der weder die Schule noch der Naturschutz viel gewinne.

Es sind ungefähr zwei Wochen, da ich der Sitzung eines Verschönerungsvereins beiwohnte, in der dasselbe Thema behandelt wurde. Es war also jedesmal ein anderer, der den Protest erhob, und keiner wusste, dass vorher in anderer Gesellschaft dasselbe Lied angestimmt worden war. Es ist etwas in der Luft; leicht könnte ein Sturm losbrechen, der sein Opfer haben will.

Ich persönlich habe viele Wanderungen und Berg-fahrten in liebenswürdiger Gesellschaft von Lehrern und Professoren gemacht. Sie waren alle grosse Naturfreunde, die zu Vandalismus nicht fähig wären. Ich habe von ihnen in der freien Natur vieles gelernt, was man mir in der Schul-stube nicht beibringen konnte. Die angeführten Missataten sind doch Ausnahmen, für die man nicht die ganze Lehrer-schaft verantwortlich machen darf. Und dort wurde nicht aus bösem Willen, sondern aus Unbedacht gehandelt. Aber wie es übereifrige Lehrer gibt, so kann es übereifrige Natur-freunde geben, die vielleicht einmal einem Lehrer eine nicht einwandfreie Zurechtweisung erteilen könnten.

Jetzt ist die Zeit, in der die Schulreisen in Schwang sind, und da sollten Sie in einem mahnenden Artikel die Lehrer darauf aufmerksam machen, dass es besser sei, statt mit den Schülern verheerend durch Wald und Flur zu streifen, sie zu lehren, die Natur zu geniessen, ohne sie zu verwüsten. Es soll den Kleinen ja nicht verwehrt werden, sich ein Sträusschen zuwinden; aber alles mit Mass und Ziel.

K.Gx.

**Verschiedenes.** In seinen amerikanischen Reisebriefen (Bayer. Lehrerzeitung, Nr. 48 1912), gibt Dr. F. Niichter eine Schilderung der Jugen d republik (The George Junior Republic) des Hrn. George in Freeville bei Ithaka (N.-A.), dessen Staat unter der Devise steht: Nichts ohne Arbeit. In 15 bis 20 Häuschen links und rechts der Dorf-strasse wohnen etwa 90 Knaben von 14 Jahren und darüber und 50 Mädchen, von denen die meisten über 16 Jahre alt sind in „Familien“ von etwa zehn Köpfen unter der Regie-rung einer „Hausmutter“. Alles ist darin sauber, fast elegant eingerichtet. Eine hölzerne Kapelle, eine Turnhalle mit Schwimm-bassin, eine Bibliothek mit Lesesaal, ein Hospital und ein Gefängnis für Knaben, auch eines für Mädchen, sind gemeinsame Anstalten. Die Möbel werden z. T. in den Werk-stätten der Republik erstellt. Im Sommer 1890 hatte Mr. George etwa hundert verwahrloste Kinder von New York auf sein Landheim in Freeville gebracht. Sie wurden hier kräftiger, nicht besser, wie er gehofft. Im vierten Jahr ging er zur Änderung seines Planes über: Nichts ohne Arbeit. Erst Widerstand, dann Erfolg. Die Jungen schätzten, was sie durch eigene Arbeit erwarben. Die Bestrafung von Obst-

gaben veranlasste Mr. George, bei der Rechtsprechung die Jugend beizuziehen. Die Selbstverwaltung ruht auf weit-gehender Freiheit und Selbstregierung. Gesetzgebung, Ver-waltung, Gericht sind getrennt. Dem Präsidenten der Republik stehen die Beamten, das Kabinett zur Verfügung. Stimmberechtigt ist, wer über 15 Jahre zählt, Knaben und Mädchen. Nur in „äussern Angelegenheiten“ amtet der Superintendent, ein Erwachsener, dem die väterliche Kon-trolle über das sittliche Verhalten und die Entwicklung der Bürger zusteht. Jeder Bürger hat an Geld, was er verdient; seine Angehörigen dürfen ihm nichts schicken. Die unmittel-bar notwendigen Kleider, ein paar Anzüge, Schuhe usw., hat er beim Eintritt mitzubringen. Gesundheit an Geist und Körper und ein Alter von 14 Jahren sind Bedingung zur Auf-nahme. Verurteilte werden nicht aufgenommen; die Re-publik will kein Kriminal-Institut, sondern ein Erziehungs-anstalt sein. Sie hat eigenes Geld (leichtes) und eine eigene Bank. Die Arbeit wird nach vier Lohnklassen entschädigt: erstklassige Arbeiter, gelernte Schreiner, Bäcker usw., Be-rufslose, Ungeschickte. Der Wochenlohn ist 3,50 bis 7 Doll. für Knaben, 3 bis 4,50 Doll. für Mädchen. Neben Werk-stätten, Bäckerei u. a. betreibt die Republik Landwirtschaft (350 Morgen Land, 60 Kühe, 14 Pferde). Arbeit und Schule (diese bis zum 18. Jahr) wechseln morgens und nachmittags. Lässigkeit in der Schule wird wie Lässigkeit in der Arbeit bestraft durch Lohnabzug. Jeder Bürger veranlasst 300 Doll. Ausgaben. Da die Arbeit diese nicht deckt, sind Zuschüsse nötig; reiche Töchterchen sind daher willkommen. Freitags ist Gericht unter Zustrom der Leute aus der Nachbarschaft. Diebstähle, Fluchen, Spiel, Rauchen, Tragen von richtigem Geld wird mit Bussen, Werkhaus oder Gefängnis bestraft. Nachdem Zeugen und Verteidiger gesprochen, fällt der Ein-zelrichter, ein Mann von 20 Jahren, das Urteil: ein rück-fälliger Raucher hat für drei Fälle sechs, sieben und acht Doll. zu zahlen; andere erhalten mehrere Tage Arbeitshaus. Hin-ter den Eisengittern des Dorfgefängnisses sah Hr. Dr. Nüchter eine Anzahl Knaben. Tags zuvor war Revolution. Die schlammern Elemente hatten eine Bossregierung mit Pro-tektion und Bestechung eingeführt, bis die bessern das Regi-ment hinwegfegten und den Präsidenten mit seinen Helfern hinter die Gitter brachten, so dass sie für die Neuwahlen unschädlich waren. Drei Tage nach diesem Sturm verreiste Mr. George von Freeville, so sicher hielt er die Ordnung. — Koedu-kation soll keine Schwierigkeiten bereiten. Will eine Haus-gruppe von Knaben die Mädchen zu einer Partie einladen, so hat sie sich mit der „Hausmutter“ zu verständigen. Wer mit der Hausordnung nicht einverstanden ist, sucht ein anderes Haus, oder begibt sich ins Dorfgasthaus, wo die Neulinge Unterkunft und billiges Essen erhalten, bis sie eine „Familie“ finden. Hr. Dr. Nüchter ist von dem Optimismus, der die Junior Republic trägt, nicht so recht überzeugt. Als Richter würde er nicht einen Bürger, sondern einen Erwachsenen, vielleicht unter Beihilfe von Bürger-Schöffen, bezeichnen, damit der Willkür der unreifen Jugend nicht ganz Tür und Tor geöffnet weder. Nicht klar ist auch, ob die jungen Leute in Freeville so ernsthaft arbeiten lernen, um für Stellungen im Leben tüchtig zu sein.

**Wanderungen der Pflanzen.** Dass manche Gewächse aus ärmeren Ländern durch den Eisenbahnverkehr in die Schweizer-Flora eingeführt sind, ist schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts konstatiert und publi-ziert worden. Damals handelte es sich hauptsächlich um das kleine Liebesgras (*Eragrostis minor Beauv.*), die fein-blättrige Miere (*Alsine tenuifolia Crtz.*), die Schutt-Kresse (*Lepidium ruderale L.*) und den Mäuse-Federschwanz (*Vulpia pseudomyurus Gmel.*), deren Anwesenheit auf dem Gebiete der Eisenbahnen zuerst im Aargau nachgewiesen worden ist. Seither hat die Verbreitung dieser Arten, namentlich *Era-grostis minor*, enorm zugenommen, und auch eine Anzahl neuer Ankömmlinge sind in die Konkurrenzlinie getreten, so ist in jüngster Zeit das häufigere Auftreten einer kleinen Wolfsmilchart, der gefleckten, aus der Gruppe *Anisophyllum* zu verzeichnen, die von den schweizerischen Botanikern zuerst als *Euphorbia Chamaesyce L.*, dann als *E. Engel-manni Boiss.* gehalten wurde und die nach neueren Unter-

suchungen sich zuletzt als *E. maculata* L. entpuppt hat. Die Pflanze wächst namentlich im Kies der Eisenbahngeleise auf Güter- und Personenbahnhöfen und deren Umgebung und bildet kleinere niederliegende, d. h. an das Kies angedrückte braune bis rötliche Rasen; die zierlichen ovalen Blättchen sind klein, dunkelgrün bis braun oder selbst rötlich und meist auf deren Mitte länglich karminrot gefleckt (daher der Name!); die Blüten sind unscheinbar, ohne Kelch und Blumenkrone. Die Rasen erscheinen erst im Sommer (am 7. Juli 1911 das erste, noch junge Pflänzchen!) und erreichen ihre Hauptentwicklung im August und September, wo sie durch ihre eigentümliche Form und Färbung sofort auffallen. Diese Adventivpflanze (franz.: „adventice“), die sich bei uns ohne Zweifel bald vollständig eingebürgert haben wird, stammt aus Nordamerika (Florida und Texas bis Kanada) und war schon Ende des 18. Jahrhunderts in die botanischen Gärten eingeführt, auch bereits 1890 beim Bahnhofe Linttal konstatiert. Der heisse und trockene Sommer 1911 war ihrer Entwicklung außerordentlich günstig, so dass Exemplare von 30 cm Durchmesser keine Seltenheit waren (1910 nur ca. 15 cm), und ist in diesem Jahre häufig aufgetreten auf der Linie Rothkreuz-Dottikon, wo sie (zwei ausgenommen) auf allen Stationen mehr oder weniger zahlreich sich gezeigt hat. An einer Stelle war das Terrain zwischen den zwei begrenzenden Schienen auf eine

Strecke von ca. 55 Meter von derselben vollständig und ausschliesslich in Beschlag genommen; bei Sins war sie schon 1910 vorhanden und im gleichen Jahre erschien sie, laut Aussage eines Bahnwärters, bei Mühlau zum ersten male; ob sie auch 1912 wieder und in derselben Häufigkeit erscheinen wird? Es ist wohl so anzunehmen. Ferner wurden im gleichen Eisenbahngebiete, doch seltener, folgende Arten bemerkt: *Hernia hirsuta* L. (seit ca. 1899), *Galium parisense* L., *Rudbeckia hirta* L. (schon 1889) und *Matriaria discoidea* D. C.

Noch sei eine andere, ebenfalls aus Amerika stammende Wanderpflanze erwähnt, die feine Simse: *Juncus tenuis* Willd., die in Europa zuerst 1825 in Belgien auftrat, 1834 in Deutschland und ca. 1890 in der Schweiz: Brandplatz in Zürich; neuerdings ist sie auch in der Zentralschweiz mehrfach gefunden worden; die rasche Ausbreitung dieser, wohl oft übersehenen Juncacee, durch Verschleppung durch Menschen und Wasservögel, wird durch die leicht aufquellenden schleimigen Samen, die an den Schuhen, Füssen und Wagenrädern leicht hängen bleiben, begünstigt. Sie ist als „Vertrittpflanze“ zu bezeichnen, da sie meist auf Feld- und Waldwegen wächst, nach Beobachtungen von 1910 und wieder 1911 vorzugsweise auf solchen, die von Süden nach Norden gehen.

h. m.

## Wanderlied.

L. Beyer.

Zweistimmiger Kinderchor.

Frisch und fröhlich.

E. A. Hoffmann.

1. Hin - aus, hin - aus in Got - tes Welt zur schö - nen Früh - lings - zeit! Rings pran - gen Wie - se,  
 2. O Früh - lings - zeit, wie bist du schön! Die Bie - nen sum - men froh; rings klingt der Vög - lein  
 3. Lass al - le dei - ne Sor - gen flihn, o Mensch, aus dei - ner Brust; lass heu - te in dein

1. in fei - - - nem, grü - nem, fei - nem  
 2. in dul - - - ci, dul - - - ci  
 3. die hel - - - le, hel - - - le

1. Wald und Feld in fei - - - nem, fei - nem grü - - - nem Kleid. Da -  
 2. Lob - ge - tön in dul - - - ci, dul - ci ju - - - bi - lo! Es  
 3. Herz ein - ziehn die hel - - - le, hel - le Früh - - - lings - lust! Ja,

1. zwi - schen sind ge - wo - ben viel Blu - men gelb und weiss, die Ler - che singt hoch.  
 2. rauscht in al - len Zwei - gen, es mur - melt sanft der Quell. Auch un - ser Lied soll  
 3. von der Ler - che ler - ne das Lied, das fröh - lich klingt und ü - ber al - le

1. o - - ben, hoch o - - ben zu ih - - res Schö - pfers Preis.  
 2. stei - - gen, soll stei - - gen zum Him - - mel froh und hell!  
 3. Ster - - ne, die Ster - - ne zu Got - - tes Her - zen dringt!

April 1913.